

DRESDNER REDEN 2021

9. Mai 2021

Jenny Erpenbeck

Grenzbereiche

Eine Veranstaltungsreihe des Staatsschauspiels Dresden und der Sächsischen Zeitung.



**STAATSSCHAUSPIEL
DRESDEN**



**SÄCHSISCHE
ZEITUNG**

DRESDNER REDEN 2021

in Kooperation mit der Sächsischen Zeitung

9. Mai 2021, 11.00 Uhr > dringeblieden

Jenny Erpenbeck *Schriftstellerin*

Grenzbereiche

30. Mai 2021, 11.00 Uhr > dringeblieden

Sven Plöger *Meteorologe*

Zieht euch warm an, es wird heiß!

6. Juni 2021, 11.00 Uhr > Schauspielhaus + dringeblieden

Franz Müntefering *Vizekanzler a. D.*

Frischluff für die Demokratie

13. Juni 2021, 11.00 Uhr > Schauspielhaus + dringeblieden

Aleida Assmann *Anglistin, Ägyptologin und Literatur- und Kulturwissenschaftlerin*

Die Welt im Wandel. Brauchen wir eine neue Sprache und neue Begriffe?

Die Schriftstellerin **Jenny Erpenbeck** spannt in ihrer Dresdner Rede einen weiten Bogen über persönliche und kollektive „Grenz-Erfahrungen“: von der Zäsur des Falls der Berliner Mauer aus der Sicht einer jungen Ost-Berlinerin, von den unsichtbaren Grenzen, die seit her bestehen, den Grenzen der Zeit und den ganz realen Grenzen der Abschottung um Europa und die USA herum. Die eigenen Erlebnisse, die Grenzerfahrungen – im doppelten Wortsinne – von Geflüchteten, mit denen sie im Rahmen ihrer Buch-Recherchen sprach, die blinden Flecken westeuropäischer Wahrnehmung sowie die aktuellen Eigenheiten deutscher Geschichtspolitik verbindet sie zu einem scharfzüngigen und unbedingt humanistischen Appell. Denn wenn bestehende Grenzen in Frage gestellt werden, sei es durch ein Virus oder durch Menschen, die Grenzbereiche überschreiten, dann ist der Status quo, den die grenzziehenden Gesellschaften definieren, selbst in Frage gestellt. Das Gefühl, das daraus resultiert, heißt Angst – und auch der widmet sich Jenny Erpenbecks Rede.

GRENZBEREICHE

Dresdner Rede von Jenny Erpenbeck

Sehr geehrte Damen und Herren,

heute mache ich zum ersten Mal diese Erfahrung, wie es ist, vor einem leeren Saal zu stehen, der vielleicht dennoch ein voller Saal ist. Im Unsichtbaren. Ich danke dem Theater, das Ihnen und mir zumindest diese Form eines WIR ermöglicht. Und ich danke Ihnen, dass Sie die Tücken der Technik überwunden haben, um mir zuzuhören, beinahe so, als teilten wir *doch* diesen Raum miteinander. Jeder und jede von uns, die wir allein und dennoch zusammen sind, darf hören, darf sehen, wir dürfen gemeinsam nachdenken, wir sind lebendig – wir haben Glück, auch, wenn wir im letzten Jahr vieles anders machen mussten, als gehofft war, viel *anderes* haben lernen müssen, als das, was wir eigentlich hätten lernen wollen, auch, wenn unser Leben vielleicht in mancher Hinsicht gar nicht mehr so ausgesehen hat wie unser Leben.

Wir haben ein Jahr der radikalen sozialen Abschottung hinter uns, bis ins Familienleben hinein. Ein Jahr, in dem jeder das Risiko und die Freude an einer Begegnung sorgfältig gegeneinander abwägen musste.

Ein Jahr, in dem auch der Glaube an die verheerende Wirkung des Virus bei den einen – und der Zweifel an dieser bei den anderen eine Grenze quer durch den Freundes- und Bekanntenkreis gezogen hat.

Ein Jahr, in dem mancher vielleicht froh war, mehr Ruhe zu haben, während der andere sich in seiner Existenz bedroht sah.

Wir haben in diesem Jahr verstanden, dass das Virus an politischen Grenzen nicht Halt macht, und hoffen doch, dass alles gut wird, wenn nur wir selbst so schnell wie möglich eine Impfung bekommen. Eine schwierige Situation wie diese bringt unseren Egoismus zum Vorschein, sie stellt unseren Alltag auf den Kopf und lässt ihn uns einmal anschauen als etwas, das nicht selbstverständlich ist. Wie geht es uns, wenn wir Angst haben, unsere Arbeit zu verlieren? Und dadurch vielleicht sogar unsere Wohnung? Womit wird in den nächsten Jahren das Geld bezahlt werden, das jetzt nachgedruckt wurde, um Unternehmen, Kultureinrichtungen, Geschäfte über Wasser zu halten? Die Gefahr hat uns auf eine viel kleinere Welt verwiesen, auf ein Leben mit viel bescheideneren Vergnügungen, als wir sie sonst gewöhnt waren. Diese viel kleinere Welt, dieser bescheidenere Alltag hat mich in vielerlei Hinsicht an mein Leben in der DDR erinnert. Fernreisen wurden gestrichen, Grenzen geschlossen. Die Welt hat sich während dieses Jahres vom wohlhabenderen Teil der Menschheit erholt, hat sich erholt vom Massentourismus, von der

Verpestung der Luft durch den Flugverkehr, erholt von all denen, die Reisefreiheit mit Freiheit verwechseln. Wie Kinder im Stubenarrest haben wir zu Hause gegessen und waren, nachdem alle Kammern, Schränke und Kellerräume durchsortiert waren, irgendwann doch mit unserer Angst konfrontiert. Der Angst vor der Einsamkeit. Der Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes. Der Angst um unser eigenes Leben und um das Leben derer, die uns nahestehen. Angst. Abschottung. Grenzen. Viele Begriffe, mit denen wir sonst die Probleme von Menschen in von uns weit entfernten Ländern beschrieben haben, sind nun auch für uns akut geworden, und es stellt sich die Frage, ob uns diese Erfahrung den Blick schärft für das, was die Menschen aus anderen Teilen der Welt schon seit Jahren erleben – oder ob wir gerade, weil wir in so einer Zeit so sehr mit uns selbst beschäftigt sind, die übrige Menschheit schlichtweg vergessen. Klar ist, dass in Zeiten wie diesen das, was uns mit anderen Menschen verknüpft, deutlicher zutage tritt, als das, was uns voneinander trennt.

Deshalb möchte ich heute noch einmal ganz weit zurückschauen und bei meinen eigenen „Grenz“-Erfahrungen mit der Untersuchung beginnen – und von da aus unsere heutigen, großen Grenzfragen, die über all den Statistiken und Inzidenzzahlen etwas aus dem Blickfeld geraten, aber nichtsdestotrotz höchst akut sind, in Erinnerung rufen.

Anfang zwanzig war ich, als die Berliner Mauer fiel und das Land, in dem ich aufgewachsen war, innerhalb weniger Wochen verschwand. Wir Ostler durften uns, wenn wir das wollten, im Westen das sogenannte „Begrüßungsgeld“ abholen, ein halbes Jahr später gab es die Währungsunion und damit die offizielle „Wiedervereinigung“, *Beitritt* hat es, zutreffender, der damalige Innenminister Schäuble genannt. Jeder Ostler durfte jetzt nach Paris, Venedig oder New York reisen, durfte seine Meinung sagen, wenn er auch ahnte, dass sie kaum jemanden mehr interessierte, durfte nach Herzenslust einkaufen, zumindest so lange das neue, das „Westgeld“ reichte. Die Eliten wurden ausgetauscht, Fabriken und Unternehmen geschlossen, Millionen von Menschen mussten sich unter für sie ungewohnten Bedingungen nach Arbeit umschaun, Immobilien traten wieder in den Warenkreislauf ein. Die sogenannten „neuen Bundesländer“ verwandelten sich in einen riesigen Markt, leicht zu bedienen von den Firmen, die es im Westteil des Landes schon gab. Plötzlich wurde sehr viel über Geld geredet. Geld konnte ein Gesprächsthema sein? Erstaunlich.

Zwischen der ersten Hälfte meines Lebens, die durch den Fall der Mauer und den Zusammenbruch der DDR museumsreif wurde, und der zweiten, die damals begann, ist seither eine Grenze aus Zeit. Ohne die Erfahrung dieses Übergangs von *einer* Welt zu einer ganz *anderen*, so sehe ich das heute, hätte ich wahrscheinlich nie begonnen zu schreiben.

Mein Schreiben begann mit dem Nachdenken über Grenzen, und mit dem Nachdenken darüber, wie man sich im Laufe seines Lebens, freiwillig oder unfreiwillig, verwandelt, mit dem Nachdenken darüber, was Identität ist, und der Frage, wieviel man verlieren kann, ohne sich selbst zu verlieren.

Das Verschwinden dieser Grenze, die ich mein ganzes bisheriges Leben lang gekannt hatte, ging sehr schnell. Warum ging es so schnell? Weil wir Ost- und Westdeutschen uns eine Sprache teilten? Weil wir, zumindest manche, *einer* Familie angehörten? „*Blutsverwandtschaft*“? Weil Goethe und Schiller auf beiden Seiten der Mauer Schulstoff waren?

Warum wurde und wird der Begriff „Freiheit“ im Zusammenhang mit dem Zusammenbruch der DDR immer mit Begeisterung genannt – während heutzutage der Drang nach Freiheit der Menschen aus Mali, Niger, Afghanistan, Pakistan, Mexiko, Haiti und anderen, wie Trump das einmal genannt hat, „Dreckslöchern“ Verachtung und Überdruß erzeugt?

Warum werden bis heute an jedem Jahrestag des Mauerfalls im Fernsehen Bilder gezeigt, auf denen glückliche Ostdeutsche rittlings auf der Mauer sitzen und jubeln – während die Bilder von Menschen, die in Marokko den sechs Meter hohen Stacheldrahtzaun zur spanischen Enklave Melilla überwinden, nur zu härteren Abwehrmaßnahmen von Seiten der Europäischen Union führen?

Warum wird Klage erhoben über die Berliner Mauertoten, kaum aber über die unzähligen ertrunkenen Flüchtlinge, die das Mittelmeer in den letzten Jahren zu einem großen Grab gemacht haben?

Warum war damals, 1989, die Aufhebung einer Grenze etwas Wunderbares, während heute ganz im Gegenteil nach der Errichtung und Verteidigung von Grenzen geschrien wird?

Was unterscheidet denn die einen Menschen, die sich auf den Weg in ein neues Leben, in die sogenannte „Freiheit“ machen wollen, von den anderen?

Die Antwort ist: Nichts.

Und die andere Antwort ist: Ihre Geschichte – und damit die Bedeutung, mit der die Ereignisse jeweils aufgeladen sind.

Aus Sicht des Westens war der Zusammenbruch des Ostblocks das siegreiche Ende des kalten Krieges, der Fall der Mauer Ausdruck für das Scheitern der kommunistischen Ideale und Utopien und die Trabiparade, die sich noch in der ersten Nacht, unmittelbar nach der Maueröffnung am 9. November 1989 in Richtung Westberlin wälzte, die sichtbar gewordene Bankrotterklärung einer nicht profitorientierten Wirtschaft. Dagegen erzählen die Bilder aus Melilla, die Fernsehaufnahmen überfüllter Flüchtlingsboote und die Entwürfe für den Zaun an der mexikanischen Grenze ganz andere Geschichten:

Nämlich vom postkolonialen Exodus und von der Einseitigkeit der Globalisierung, bei der die europäischen und nordamerikanischen Länder, inzwischen auch Russland und China, das Geld weltweit hin- und herschieben, die Rohstoffe in Absprache mit den korrupten Eliten der jeweiligen Länder und nicht selten unter Anwendung von Krieg und Gewalt weltweit ausbeuten, im Gegenzug aber die aus den malträtierten Ländern fliehenden Menschen, quasi als Abfallprodukt, nicht im eigenen Land deponieren wollen.

Ja, es stimmt, die Genfer Flüchtlingskonvention von 1954 hat unter anderem definiert, was ein politischer Flüchtling ist – und dessen Schutzwürdigkeit postuliert. Die Bundesrepublik, eines der erstunterzeichnenden Länder, hatte dieses Recht politischer Flüchtlinge auf Asyl bereits zuvor schon im Grundgesetz verankert. Es ist gut, sehr gut, dass es dieses Gesetz gibt. Dennoch dient der diesbezügliche Paragraph 16a, wie alle Paragraphen, natürlich nicht nur dazu, besondere „Fälle“ einzuschließen, sondern ebenso dazu, diese besonderen von anderen Fällen, auf die er nicht zutrifft, abzugrenzen. Zum Beispiel von denjenigen, von denen immer gesagt wird, das seien „nur“ Armutsfüchtlinge.

Nehmen wir doch den jungen Tuareg aus meinem Roman GEHEN, GING, GEGANGEN: Der französische Staatskonzern Areva schürft in Niger Uran. Dafür zahlt er der Regierung von Niger Geld, das aber nie bei den Tuareg ankommt, diesen unbequem aufmüpfigen Nomaden, von denen das Gebiet, in dem die Minen liegen, seit Jahrtausenden traditionell besiedelt ist. Für das Herausspülen des Urans aus dem Felsen wird sehr viel Wasser gebraucht, dadurch sinkt der Grundwasserspiegel. Einige Wasserstellen sind zudem von Areva überhaupt abgesperrt und für die Tuareg nicht mehr zugänglich. Durch die radioaktiven Abfälle wird der Boden verseucht. Für den Erhalt der Kamelherden der Tuareg, die deren Lebensgrundlage bilden, ist das ein Problem, mehr noch für die Menschen selbst, die in diesen Gegenden auffällig häufig an Krebs erkranken und früh sterben. Der Strom aber, der in den französischen Kernkraftwerken mithilfe des nigrischen Urans erzeugt wird, fließt in Frankreich und Deutschland. Wo also ist nun die Freiheit eines dieser Nomaden, sein Land zu verlassen und sich anderswo, zum Beispiel in Frankreich oder Deutschland, eine Lebensgrundlage zu suchen? Ist so jemand wirklich ein „Armutsfüchtling“? Oder nicht vielmehr doch ein politischer? Und da ist noch nicht einmal gesprochen über die Zerschlagung von jahrtausendealten Strukturen durch einen solchen europäischen Großkonzern, Strukturen, die das gesellschaftliche Leben der Menschen in ihrem Heimatland bisher geordnet haben, da ist noch nicht gesprochen über den moralischen und sozialen Leerraum, den diese Zerschlagung zurücklässt, oder über die Gewalt und den Terror, die in diesen Leerraum hinein wuchern. Da ist noch nicht einmal die Rede davon, was die von außen erzwungene Aufgabe von Traditionen, der Verlust von Hoffnung und die Erfahrung, nicht mehr Herr über die eigene Existenz zu sein, für die nachfolgenden Generationen bedeuten.

Im Jahr 2018, drei Jahre nach der sogenannten „Flüchtlingskrise“, habe ich eine amerikanische Professorin getroffen, die stolz darauf war, einem Berater von Angela Merkel den Tipp gegeben zu haben, die syrischen Flüchtlinge aufzunehmen. Allerdings hatte sie nicht dazu geraten, die Flüchtlinge aufzunehmen, statt sie *nicht* aufzunehmen, sondern: die *syrischen* Flüchtlinge aufzunehmen, statt der anderen, die weniger gebildet und weltgewandt seien. Schnell zuzuschlagen, bevor ein anderes Land den Deal mache. Die Syrer seien die Elite der Flüchtlinge, sie würden sich am leichtesten integrieren lassen und am schnellsten zum System beitragen. Dann müsse man nicht die armen Schlucker aufnehmen, *die* aus den „Dreckslöchern“ – eben die aus Niger zum Beispiel.

Wir haben im Jahr 2016 erlebt, wie ein Abkommen zwischen Erdogan und Merkel ausgehandelt worden ist, das besagte, für jeden aus Griechenland in die Türkei zurückgeschobenen, illegalen Flüchtling dürfe einer, der Anspruch auf Asyl habe, legal nach Deutschland geschickt werden, wir haben erlebt, wie nach diesem Handel auch Erdogan die Flüchtlinge der gebildeten syrischen Oberschicht in der Türkei behielt und nur die Kranken und Alten nach Deutschland schickte. Darüber, was „wertes“ und was „unwertes“ Leben sei, wurde ja auch schon unter Hitler entschieden. Diese Entscheidung ist leider heute noch immer, auch wenn man es vielleicht nicht auf den ersten Blick sieht, oft eine Entscheidung über Leben und Tod.

Das Überleben ist ja nicht nur der Moment, in dem jemand aus einem überladenen Flüchtlingsboot gezogen wird oder über einen Zaun klettert. In der heutigen Welt der Pässe, Quoten, Notunterkünfte und miserabel bezahlten Schwarzarbeit ist das Überleben ein Prozess, der lange dauert und so schmerzhaft ist, dass viele ihn nicht überstehen. Einer der afrikanischen Flüchtlinge, mit denen ich für mein letztes Buch gesprochen habe, ist nach langer Irrfahrt und, wie es scheint, auch nach Erfahrungen von Gewalt oder Missbrauch hier in Europa, in einer psychiatrischen Anstalt in Italien gestrandet, wahrscheinlich für immer.

Ein anderer, der aufgrund eines schweren Herzleidens ein vorläufiges Dokument und eine kleine Wohnung in Berlin bekommen hatte, erlitt nach einem knappen Jahr in dieser Wohnung einen Herzinfarkt und starb.

Dass sein Vater 15 Jahre zuvor bei religiösen Unruhen in Nigeria ermordet wurde und seine zwei kleinen Kinder 2011 bei der Kenterung des Boots auf der Überfahrt nach Europa ertranken, ist in meinem Buch beschrieben. Erst bei seinem Tod stellte sich heraus, dass er trotz seiner schweren Krankheit acht Menschen in seinen anderthalb Zimmern Quartier gegeben hatte, darunter einer vierköpfigen Familie mit zwei kleinen Kindern. Er war froh darüber, dass er nach Jahren, die er in Notunterkünften, Zelten und Heimen hatte verbringen müssen, endlich wieder eine eigene Wohnung hatte und Menschen helfen konnte, die nicht wussten, wohin.

Im muslimischen Beerdigungsinstitut dann erfuhr ich, dass syrische Flüchtlinge häufig gerade in dem Moment zusammenbrechen und sterben, in dem ihren Familien der Familiennachzug genehmigt wird – einfach weil die Sorge und der psychische Druck, der auf den in Deutschland angekommenen Flüchtlingen lastet, so groß ist, dass die Befreiung von dieser Sorge und das Loslassen der Anspannung fatalerweise das Loslassen des eigenen Lebens umfasst. Der Mitarbeiter des Beerdigungsinstituts fügte noch, ohne allen Zynismus, hinzu, dass durch den Tod des Antragstellers der Grund für den Familiennachzug dann natürlich nicht mehr gegeben sei.

In dem Heim für minderjährige Flüchtlinge, in dem auch ein Schützling von mir wohnte, stürzte sich ein afghanischer Jugendlicher, 16 Jahre alt, aus einem Fenster im dritten Stock in den Tod.

Ein anderer Jugendlicher, um den sich eine Freundin von mir seit zwei Jahren kümmert, erfuhr kürzlich, dass seine Mutter in Afghanistan gestorben sei. Seitdem geht er kaum mehr aus dem Haus, liegt im Bett unter seiner Decke und hat den Schulbesuch abgebrochen. Während seine Klassenkameraden über mathematische Konstrukte, englische Grammatik und Kunstperioden des 19. Jahrhunderts nachdenken, fragt sich so ein Junge, was nun aus seinem jüngeren Bruder werden soll, um den sich bisher die Mutter gekümmert hat. Fragt sich, ob er als Sohn versagt hat.

Solche Geschichten aus der Parallelwelt, aus den blinden Flecken unserer, der glücklicheren, Wahrnehmung hört man, wenn man zuzuhören und hinzusehen gewillt ist.

Aber ist man das? Haben wir, gerade jetzt, nicht genug mit uns selbst zu tun?

Das Zuhören ist eine Kunst – und auch ein Wagnis. Denn in den blinden Flecken verbergen sich Schuld und eigenes Unvermögen. Auch das, was in den Leben *anderer* fehlschlägt, macht uns Angst. Denn es bedeutet, dass das Fehlschlagen *an sich* in unserem Universum noch nicht ausgelöscht wurde, es ist, sozusagen, ansteckend. Was, wenn es Dinge gibt, die sich nicht einmal mit Geld lösen lassen? Das Unlösbare macht uns Angst, der Abgrund zwischen zwei Sätzen.

Auch meine Vergangenheit hat, obgleich ich kein Flüchtling bin, in einem anderen Land stattgefunden, und ich kann noch von Glück reden, dass die Bundesrepublik uns ihre Westpässe einfach so hergeschenkt hat, davon können heutige Flüchtlinge nur träumen. Aber wer hört mir zu, wenn ich, die ich zu den Privilegierten eines Umbruchs gehöre, nicht nur von Gewinn spreche, sondern auch von Verlust? Wenn ich sage, dass bei allen Annehmlichkeiten, die ich in meinem Leben heute habe, dennoch ein Rest an Trauer bleibt, der sich durch das, was ich gewonnen habe, nicht ausgleichen lässt. Wer fragt danach, was für eine Trauer das ist? Wie kann es sein, dass man in einem Land, das kaum mehr ohne den Zusatz „Unrechtsregime“ erwähnt wird, dass man in einem solchen Land eine glückliche Kindheit haben konnte? Das fragen andere mich, aber das frage auch ich

mich selbst. Ich erinnere mich daran, dass ich und etliche meiner Freunde bei der „Wiedervereinigung“ das Gefühl hatten, die Geschichte sei einfach nur zurückgerutscht, statt sich vorwärts zu bewegen. Ich frage mich, wo die Utopie eines weltweit solidarischen Miteinanders, die damals zu Bruch ging, heutzutage eine politische Heimat finden könnte – und finde keine Antwort auf die Frage. Das Nachdenken über solche Dinge, auch das Erzählen von ihnen ist anstrengend, ebenso wie das Zuhören – wie immer, wenn die Dinge sich nicht einfach in Schwarz und Weiß einteilen lassen. Eine Sprache ist mehr als ein Code. Oder war die DDR wirklich nichts anderes als ein Land mit Mauer ringsum, in dem die Leute sich gegenseitig bespitzelten, in dem die Fabriken nach 40 Jahren Volkseigentum durch und durch marode waren und lächerliche Spruchbänder quer über alle Straßen hingen? Gäbe es sonst noch irgendetwas über dieses Miniatur-Deutschland zu sagen?

Auf diese Frage antwortet ein großes Schweigen, das von Jahrzehnt zu Jahrzehnt größer wird. Ist Erinnerung ein Machtinstrument? Wahrscheinlich. Wie weit muss man zurücktreten, um ein ganzes historisches Geflecht zu verstehen, das über die eigene Lebenszeit hinausreicht? Wieviel wissen, um zu verstehen, was es eigentlich ist, das da im toten Winkel vor sich hin wuchert?

Als Schreibende kann ich froh darüber sein, dass ich die Erfahrung eines solchen Umbruchs selbst gemacht habe, erlebt habe, wie ein System, das für eine Ewigkeit eingerichtet zu sein schien, im Guten wie im Schlechten, binnen weniger Wochen weggewischt werden konnte. „So, wie es ist, bleibt es nicht“, hat Brecht in einem Gedicht geschrieben, und in seinem Gedicht hat dieser Satz Hoffnung ausgedrückt. Man kann ihn, gerade heute, auch als furchtbare Prophezeiung lesen. Und wahr wird er erst, scheint mir, wenn man beides aushält, Gewinn *und* Verlust, die oft bis zur Unkenntlichkeit miteinander verwachsen sind. Mit offenen Armen sind viele Ostler damals dem unbekanntenen Neuen in die Arme gelaufen. Mit offenen Armen der Zeit entgegengelaufen, in der sie auf Lebenszeit die Fehlerhaften sein würden.

Ich erinnere mich an eine Szene kurz nach dem Mauerfall, wenige Wochen vor dem Weihnachtsfest. Im Adventsdunkel stand da auf einer matschigen Wiese nahe einem Grenzübergang ein Lkw, von dessen Ladeklappe herab ein Westberliner Papierwarenhändler Weihnachtspapier an uns Ostler verschenkte. Damit wir, die Bedürftigen, die selber nicht in der Lage waren, so herrlich glänzendes Einwickelpapier herzustellen, auch einmal etwas Schönes haben sollten.

Sicher meinte er es gut mit uns.

Die junge Frau, die sich so schnell wie möglich an der Szene vorbeidrückte, war im toten Winkel seiner Wahrnehmung. Zweiundzwanzig war ich damals.

In der Geste, wie er die Papierrollen von der Ladeklappe herunterreichte, steckte für mich die ganze Misere eines Ungleichgewichts, einer quasi *objektiven* Arroganz. An erster Stelle die Aussage: Ich bin oben, und ihr seid unten. Aber auch: Ich komme aus einer anderen Welt und bleibe nur kurz. Die Zone ist verseucht, und ich setze lieber nicht meinen Fuß hinein. Ich bin der, der es sich leisten kann, Geschenke zu machen. Meine Gegenwart ist schön und glänzend, meine Gegenwart ist, sozusagen, schon Zukunft. Während die Gegenwart der Bedürftigen, die nach dem wundersamen Weihnachtspapier greifen, sich gerade in eine „ehemalige Gegenwart“ verwandelt, in Vergangenheit also, und als solche ruhig im winterlichen Dunkel, in den Matsch getreten, zurückbleiben mag.

Aus heutiger Sicht scheint es mir übrigens symptomatisch, dass es sich bei der milden Gabe ausgerechnet um Einwickelpapier handelte. Unmittelbar nach dem Mauerfall habe ich begonnen, DDR-Verpackungen zu sammeln, einige habe ich in einem Zimmer unserer Berliner Wohnung an die Wand gehängt. Sie sind aus grobem, säurehaltigen Papier und inzwischen vom Sonnenlicht so ausgebleicht, dass man die Aufdrucke kaum lesen kann: *Gut gekauft – gern gekauft!* Oder: *Hier kaufe ich ein!* So, als sei jeder Käufer ein Kind. Man sieht den Papieren an, dass das Kaufen und Verkaufen in diesem Land wenig Bedeutung hatte. Grau, grau, der Osten. Und dabei war das Bunte, das fehlte, vor allem die Werbung.

Unser Weihnachtspapier verwendeten wir mehrere Jahre lang wieder und wieder. Manche Lieblingspapiere verwendeten wir nur innerhalb der Familie, nach der Bescherung faltete meine Mutter sie zusammen, dann kamen sie in einen Korb und wurden ein Jahr später wieder hervorgeholt. Mit dem Stift den Adressaten des Geschenks auf das Papier zu schreiben, war verpönt, ebenso der Gebrauch von Klebeband, das beim Auspacken des Geschenks das Papier beschädigt hätte. Das alles konnte der nette Papierwarenhändler auf der Ladeklappe, der sich zu uns herabbeugte, nicht wissen. Und es war auch nicht nötig, dass er sich darüber Gedanken gemacht hätte, denn wenig später wurde die Westmark eingeführt, und wir begannen, die glänzenden Einwickelpapiere zu kaufen. Unsere Häuser bekamen einen neuen, zeitgemäßen Anstrich, die Models des Ostens ließen sich ihre hier und da noch ein wenig schiefen Zähne, die bisher keinen Anstoß erregt hatten, geraderichten, und im Rundfunk fand man jetzt meine Stimme zum Einlesen der Buchkritiken, die ich geschrieben hatte, zu hoch, und engagierte einen Sprecher. Fassaden-sanierung war das, was wichtig wurde. Es war ein komplexer Übergang zu dem, was schön und heil aussah, sich gut und heil anhörte, ein Übergang zur Welt der Wohlgerüche und dessen, was glatt war und gut in der Hand lag: also all dessen, was sich gut verkaufen ließ und auch gern gekauft wurde. Im toten Winkel, im Schatten blieb das Kaputte, das Mangelhafte zurück.

Im Januar 2018 hat der thüringische Politiker Helmut Holter, zu der Zeit Präsident der Kultusministerkonferenz, den Vorschlag gemacht, einen Schüleraustausch einzuführen zwischen dem Osten und dem Westen Deutschlands – weil die Fremdheit, die Verschiedenheit der beiden Erfahrungswelten zwischen den beiden Teilen unseres Landes noch immer so groß sei, weil es nottue, Verständigung herbeizuführen. Warum eigentlich nicht? Oder, anders gefragt: Warum? Warum soll einer wissen wollen, wie es im Westen ist – wenn er doch ohnehin im Westen lebt, auch wenn er im Osten lebt? Und warum soll einer, der es im Westen gut hat, wissen wollen, was im toten Winkel seiner Wahrnehmung los ist? *Kann* einer überhaupt Ferien nehmen von der Gnade seiner Geburt? So für drei Monate? Versuchsweise, um seinen Horizont zu erweitern – und dann wieder schnell zurückfahren in die eigene Haut? Oder ist so ein Gastaufenthalt tatsächlich die einzige Chance des Privilegierten, in einer Welt, die er nicht kennt und nie wirklich kennen wird, wenigstens ein paar eigene Erfahrungen zu sammeln? Wäre das also ein Austausch – oder Tourismus? Vielleicht sollten Gruppen aus Ost- und Westdeutschen besser gemeinsam ein Jahr Dienst tun in einem Flüchtlingslager auf den griechischen Inseln. Oder wäre auch das falsch? Halten wir es mit den Kommunisten, die sagen, die milde Gabe, in diesem Fall das „mildtätige Interesse“, befestige nur das System des Ungleichgewichts, sei in Wahrheit also das Gegenteil von Mitgefühl? Oder ist es mehr als ein Almosen, wenn Einzelne sich nach einer solchen Erfahrung zum Beispiel dafür einsetzen, anderen Einzelnen, deren Leben unter einem weniger glücklichen Stern steht, eine selbständige Existenz zu ermöglichen? Wir kennen die Geschichten jüdischer Menschen, die den deutschen Faschismus nur durch die außerordentlich mutigen Entscheidungen einzelner Helfer in der Illegalität überlebt haben. Zweifellos macht es einen Unterschied, ob ein Mensch überlebt – oder nicht. Und zwar nicht nur für diesen einen Menschen, sondern auch für die, die ihm nahestehen, Freunde, Eltern, in spe auch für seine Kinder, die später einmal zur Welt kommen werden, und noch später seine Enkel. Dennoch: Eine politische Entscheidung kann auch durch den guten Willen von Privatpersonen, so viele sie sein mögen, nicht ersetzt werden.

Solange nur zwei bis drei Prozent der ostdeutschen Unternehmen und Bildungseinrichtungen von Menschen mit Ost-Herkunft geleitet wird, bliebe ein Schüleraustausch zwischen Ost und West, so gut er gemeint wäre, ein Feigenblatt.

Solange Frontex Menschen aufs Wasser zurückschiebt, damit sie ersaufen sollen, ist die Parole „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ nichts weiter als eine Parole. Die Wirklichkeit muss bewegt werden, nicht nur die Fassade.

Manchmal frage ich mich, wie so gründlich hat vergessen werden können, dass wir alle Überlebende sind, historisch betrachtet. Aus Kriegen, Massakern, Naturkatastrophen, Elend hervorgewachsen – dank unzähliger glücklicher Zufälle, die unseren Vorfahren das

Leben retteten, dank auch einiger Empörungen und Revolutionen, Aufbrüche und Neuanfänge, dank auch solcher helfenden Hände, hier eine mal in dem, eine andere mal in jenem Jahrhundert oder Jahrtausend? Wie springt man aus den beiden Rollen, die die Weltgeschichte verteilt hat: Opfer und Täter? Oder kippt das von selbst und kippt dann wieder und wieder?

Und wenn man gerade einmal zu den Glücklicheren gehört, kauft man sich eine Eigentumswohnung? Wo verläuft die Trennlinie zwischen dem Eigenen und dem, was man „fremd“ nennt? Warum fällt es ebenso schwer, *mit* diesem Begriff „fremd“, wie *ohne* ihn auszukommen? Kennen Sie etwa Ihre Niere? Oder Ihren Oberschenkelhalsknochen? Ich hoffe nicht – aber sind das deswegen Fremde? Für Viren wiederum ist, wie wir inzwischen wissen, die ganze Menschheit ein einziger Körper. Die Größenordnung ist immer wichtig. Auch. Oder geht es bei alledem eigentlich um etwas anderes? Wer sind wir, dass wir aufgrund von Auslese, auf Kosten anderer glücklich sein dürften? Wie lang eigentlich ist die Rampe von Auschwitz? Ist sie aus Zeit gemacht? Hört sie noch immer nicht auf?

Das sind keine rhetorischen Fragen. Das sind Fragen, die ich mir selbst stelle.

Die USA beispielsweise, einst Zufluchtsort für die Armen und Verlorenen Europas, krankt bis heute an der massiven Gewalt, mit der es die Ureinwohner Nordamerikas vertrieben und die Menschen, die als „Sklaven“ aus Afrika importiert wurden, unterdrückt hat. Im 21. Jahrhundert nun sind die Arbeiter auf den Plantagen Italiens und Spaniens schwarz. Sind die Schwarzen Arbeiter auf den Plantagen, aber nur, wenn sie Glück haben und nicht betteln oder zugrundegehen müssen. Sind die Putzkräfte in unseren Supermärkten, Büros, Fabriken, die Tellerwäscher in den Kellern der Restaurants schwarz. Sind die Fahrradlieferanten, die auch im schlimmsten Regen das Essen zu uns nach Hause liefern, Pakistani. Kommen die Pflegerinnen für unsere deutschen Großeltern aus Polen, wo sie ihre eigenen Kinder zurücklassen, um in der Fremde Geld zu verdienen. Sprechen die Arbeiter in den Fleischkonzernen Rumänisch.

Einer muss ja die Drecksarbeit machen. Oder?

Freiheit ist ein schönes Wort.

Aber Gleichberechtigung ist auch ein schönes Wort.

Zwar ist es wahr: Wir leben auf einem Planeten inmitten eines unergründlichen Kosmos, leben auf diesem einsamen Planeten, dessen Ressourcen begrenzt sind. „Der letzte Krieg geht um die Atemluft“, hat der wunderbare Heiner Müller einmal geschrieben – und dabei noch nicht einmal an Corona gedacht.

Wahr ist allerdings auch, dass 90 Prozent des Weltvermögens in den Händen von 10 Prozent der Weltbevölkerung liegen. Um es noch einmal klar zu sagen: 90 Prozent der Weltbevölkerung müssen sich 10 Prozent des Vermögens teilen. Und auch hinsichtlich

dieser lächerlichen 10 Prozent gibt es noch einmal eine steil abfallende Hierarchie. 90 Prozent der Menschheit werden also aufeinandergehetzt, und suchen ihr Heil im Egoismus, weil *der* einfache Antworten auf schwere Fragen gibt.

Aber haben wir etwa vergessen, dass alle Siege immer nur vorläufige waren? Dass aller Zuwachs, der durch einen Sieg gewonnen wird, doch immer nur ein Zuwachs auf dem Territorium des Unterlegenen sein kann? Und da kennt man sich nun einmal nicht so gut aus.

Die Arroganz des Siegers verstellt Erkenntnis, das ist ihr größter Mangel, von allem Menschlichen einmal abgesehen.

Wenn nach ein paar hundert Jahren Bildungsgeschichte kein anderes Kriterium und keine anderen Möglichkeiten sozialer Akzeptanz gesehen werden, als die Frage nach der *Nützlichkeit* eines Menschen, wenn der Mensch gleichsam zum Rohstoff degradiert wird, dann ist das zwar eine klare Haltung, die in einer Gesellschaft, in der es um möglichst schnelle Gewinnmaximierung geht, einleuchten mag. Aber nun ist der Mensch, gottseidank, keine Maschine, die man, je nach Bedarf, ein- und ausschalten kann. *Sie* und *ich* wollen keine Sklaven sein, aber die Sklaven wollen, das ist ganz natürlich, auch keine Sklaven sein. *Wir* wollen diese scheußliche Zeit, in der die Gefahr unsichtbar in unserem eigenen Atem steckt, überleben, aber auch die Menschen, die im Schlamm des Flüchtlingslagers von Moria ihre Kinder großziehen, wollen überleben. Gerade jetzt zeigt uns dieser winzig kleine Parasit, der mit den Körpern von uns allen spielt, zeigt uns diese irregelaufene Erbinformation, wie tief wir alle, quer über den Erdball, durch unsere Physis miteinander verbunden sind. Und nicht nur durch unsere Physis. Auch die Erfahrungen, Erinnerungen, Hoffnungen, Erschütterungen, Trauer und Freuden *aller*, der reichen und gebildeten ebenso wie die der missachteten und verworfenen Menschen, verzweigen sich weit über Orte und Zeiten und nach Regeln, von denen uns bislang nur wenig bekannt ist. Das, was aus der Perspektive Europas oder Nordamerikas wie ein blinder Fleck aussehen mag, ist eine ganze Welt. Auch wenn man nicht hinschaut. Auch wenn man sie hinter Mauern, Zäunen oder auch nur im schlechten Viertel zwei Straßen weiter versteckt. Ein acht Meter hoher Zaun, übrigens genauso wie eine Mauer, ist nicht das Zeichen von Stärke, sondern das Zeichen von Angst. Angst davor, infrage gestellt zu werden. Angst vor Veränderung, Armut und Tod. Das ist unsere Angst, und sie unterscheidet sich in nichts von der Angst der Menschen auf der anderen Seite des Zauns. Erde, von der wir genommen sind und zu der wir zurückkehren. Anders gesagt: Menschen, die aus Dreckslöchern gekommen sind, sind wir selbst.

März 2021

DRESDNER REDEN 1992 – 2021

1992

Günter Gaus – Christoph Hein – Egon Bahr – Willy Brandt
Dieter Görne, Thomas Rosenlöcher, Uta Dittmann, Wolfgang Ullmann

1993

Hans-Dietrich Genscher – Friedrich Schorlemmer – Tschingis Aitmatow –
Regine Hildebrandt
Hildegard Hamm-Brücher, Heinz Czechowski, Heinz Eggert, Rainer Kirsch

1994

Heiner Geißler – Konrad Weiß – Wolfgang Thierse – Christa Wolf
P. Lothar Kuczera S.J., Benedikt Dyrlich, Hanna-Renate Laurien, Antje Vollmer

1995

Horst-Eberhard Richter – Alfred Hrdlicka – Kurt Biedenkopf – Walter Jens
Hans-Joachim Maaz, Werner Stötzer, Ludwig Güttler, Günter Jäckel

1996

Hildegard Hamm-Brücher – Margarita Mathiopoulos – Dževad Karahasan – Fritz Beer
Wolfgang Lüder, Bärbel Bohley, Hubert Kross jr., Dieter Schröder

1997

Günter de Bruyn – Libuše Moníková – Günter Grass
Thomas Rosenlöcher, Friedrich Christian Delius, Volker Braun

1998

Jens Reich – Fritz Stern – Adolf Muschg – György Konrád
Janusz Reiter, Kurt Biedenkopf, Sigrid Löffler, Karl Schlögel

1999

Jutta Limbach – Brigitte Sauzay – Andrei Pleșu – Rolf Schneider
Steffen Heitmann, Rudolf von Thadden, György Konrád, Hans-Otto Bräutigam

2000

Peter Sloterdijk – Wolfgang Leonhard – Wolf Lepenies
Eberhard Sens, Johannes Grotzky, Friedrich Schorlemmer

2001

Adolf Dresen – Rita Süßmuth – Daniel Libeskind – Volker Braun
Sigrid Löffler, Wolfgang Thierse, Heinrich Wefing, Friedrich Dieckmann

2002

Bassam Tibi – Alice Schwarzer – Daniela Dahn – Egon Bahr
Reiner Pommerin, Alexander U. Martens, Ingo Schulze, Friedrich Schorlemmer

2003

Michael Naumann – Susan George – Wolfgang Ullmann
Moritz Rinke, Peter Weissenberg, Jens Reich

2004

Hans-Olaf Henkel – Joachim Gauck – Karl Schlögel
Martin Gillo, Frank Richter, Alexandra Gerlach

2005

Dieter Kronzucker – Klaus von Dohnanyi – Christian Meier – Helmut Schmidt
Susanne Kronzucker, Aloys Winterling, Dieter Schütz

2006

Hans-Jochen Vogel – Heide Simonis – Margot Käßmann – Joschka Fischer
Christoph Meyer, Dieter Schütz, Reinhard Höppner, Mario Frank

2007

Gesine Schwan – Valentin Falin – Gerhard Schröder – Oskar Negt
Katrin Saft, Egon Bahr, Martin Roth, Friedrich Schorlemmer

2008

Elke Heidenreich – Lothar de Maizière – Peter Stein – Julia Franck
Karin Großmann, Hans-Joachim Meyer, Peter Iden, Eva-Maria Stange

2009

Fritz Pleitgen – Jörn Rüsen – Jan Philipp Reemtsma – Meinhard von Gerkan
Wolfgang Donsbach, Jürgen Straub, Harald Welzer, Wolfgang Hänsch

2010

Kathrin Schmidt – Dieter Wedel – Peter Kulka – Bernhard Müller
Jörg Magenau, John von Düffel, Dieter Bartetzko, Eva-Maria Stange

2011

Charlotte Knobloch – Rüdiger Safranski – Jonathan Meese – Dietrich H. Hoppenstedt

2012

Frank Richter – Gerhart Rudolf Baum – Andres Veiel – Ingo Schulze – Ines Geipel

2013

Stephen Greenblatt – Markus Beckedahl – Jürgen Rüttgers – Nike Wagner

2014

Heribert Prantl – Roger Willemsen – Jürgen Trittin – Sibylle Lewitscharoff

2015

Heinz Bude – Carla Del Ponte – Jakob Augstein – Andreas Steinhöfel – Michael Krüger

2016

Naika Foroutan – Peter Richter – Giovanni di Lorenzo – Joachim Klement

2017

Ilija Trojanow – Lukas Bärfuss – Eva Illouz – Matthias Platzeck

2018

Richard Sennett – Norbert Lammert – Dunja Hayali – Eugen Ruge

2019

Doris Dörrie – Karola Wille – Robert Menasse – Ian Kershaw

2020

Ulrich Wickert – Hartmut Rosa – Marion Ackermann – Miriam Meckel

2021

Jenny Erpenbeck – Sven Plöger – Franz Müntefering – Aleida Assmann

IMPRESSUM

Spielzeit 2020/2021

HERAUSGEBER Staatsschauspiel Dresden

INTENDANT Joachim Klement KAUFMÄNNISCHER GESCHÄFTSFÜHRER Wolfgang Rothe

GRAFISCHE GESTALTUNG Andrea Dextor

TEXTNACHWEISE Alle Rechte liegen bei den Redner*innen.

GENDERHINWEIS

Aus Gründen der einfacheren Lesbarkeit wird in dieser Publikation an manchen Stellen auf eine geschlechtsneutrale Differenzierung, z. B. Besucher*innen, verzichtet. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung grundsätzlich für alle Menschen.

Das Staatsschauspiel Dresden ist Mitglied
der European Theatre Convention.



01.2021